Pelle der Eroberer

Roman von Martin Andersen Nexö

Die Jungen standen schweigend da und starrten die Fahne an, die so viel mitgemacht hatte und gleichsam das heiße rote Blut der Bewegung war. Vor Pelle entrollte sich hier eine ganz neue Welt. Das, was auf dem Grunde seiner Seele brannte, war nicht mehr ganz so wild; als er noch daheim umherging und die Spiele der Kindheit spielte oder Vieh hütete, hatten schon starke Männer zugegriffen und den Grund zu dem Ganzen gelegt. Eine eigentümliche Hitze strahlte in ihm aus und stieg ihm zu Kopf. Wenn er es nun gewesen wäre, der die glühende Fahne gegen die Unterdrücker geschwungen hätte, er!

„Und nun liegt sie hier in der Truhe und ist vergessen," sagte er mißmutig. „Sie ruht nur," sagte Stolpe. „Vergessen, ja, die Polizei glaubt wohl nicht, daß sie noch existiert. Stecken Sie sie aber auf eine Stange, und Sie sollen sehen, wie sich die Kameraden um sie scharen. Alte wie Junge. In dem Stück Zeug ist Feuer! Und zwar Feuer, das niemals erlischt!"

Sorgfältig falteten sie die Fahne zusammen und legten sie wieder hinein. „Es darf aber doch nicht laut über die Fahne geredet werden. Sie verstehen wohl!" sagte Stolpe.

Es schellte, und Stolpe beeilte sich, die Fahne zu verschließen und den Schlüssel zu verstecken, während Frederik hinausging und öffnete. Sie sahen einander unruhig an und standen da und lauschten.

„Es ist nur Ellen," sagte Frederik und kam herein, gefolgt von einem großen, brünetten Mädchen mit einem ernsten Wesen. Sie hatte einen Schleier vor dem Gesicht, und vor dem Mund saß ihr Atem wie ein Perlengewebe im Schleier.

„Ach, das ist das Mädel!" rief Stolpe und lachte. „Was für Narrenstreiche, die werden ja ganz nervös, genau so nervös wie in alten Zeiten, und du bist zu dieser nächtlichen Stunde auf der Straße! Und bei dem Wetter?" Er sah sie liebevoll an, man konnte ihm anmerken, daß sie sein Verzug war. Aeußerlich waren sie sehr verschieden.

Sie begrüßte Pelle mit einem winzig kleinen Knix und sah ihn ernsthaft an. Es lag etwas Anmutiges, Stilles über ihr, das ihn gleich einnahm. Sie war dunkel gekleidet, ohne den geringsten Anstrich von Putz, aber in soliden Sachen.

„Willst du nicht ablegen?" fragte die Mutter und knöpfte ihr den Mantel auf. „Du bist ganz naß, Kind!"

„Nein, ich muß gleich wieder gehen," erwiderte Ellen. „Ich wollte nur einmal vorgucken."

„Dazu ist es doch aber reichlich spät," brummte Stolpe. „Hast du erst jetzt Feierabend?"

„Ja, es ist ja heute nicht mein Ausgehtag."

„So, also der ist heute nicht? Ja, das ist 'ne nette Sklaverei, bis elf Uhr abends."

„Das ist nun einmal so, Vater, und es wird nicht besser, wenn du mich auch ausschiltst," erwiderte Ellen mutig.

„Nein, aber du brauchtest ja nicht zu dienen. — Es ist kein Sinn darin, daß unsere Kinder in den Häusern der Arbeitgeber Dienste verrichten sollen! — Geben Sie mir darin nicht recht?" wandte er sich an Pelle.

Ellen lachte hell. „Das ist doch ganz einerlei, Vater arbeitet ja auch für die Arbeitgeber!"

„Jawohl, aber das ist etwas anderes. Von Uhr soundso viel bis Uhr soundso viel und dann fertig! Das andere ist das Heim; die aus dem einen Heim müssen in das andere Heim gehen und alle Dreckarbeit übernehmen."

„Vater ist ja doch nicht in der Lage, mich zu Hause zu behalten."

„Das weiß ich wohl, aber leiden kann ich es darum doch nicht. Du könntest auch sicher eine andere Beschäftigung finden."

„Ja, aber das will ich nicht! — Ich will die Berechtigung haben, über mich selbst zu verfügen," erwiderte sie bestimmt.

Die anderen sahen schweigend da und sahen einander ängstlich an. Die Adern an Stolpes Stirn schwollen an, er war blau im Gesicht und fürchterlich böse. Aber Ellen sah ihn mit einem kleinen Lächeln an. Er erhob sich und ging brummend in das andere Zimmer. Die Mutter schüttelte den Kopf über sie. Sie war ganz blaß: „Aber Kind, aber Kind!" flüsterte sie.

Nach einer Weile kam Stolpe mit einigen alten Zeitungen herein, die er Pelle zeigen wollte. Ellen stellte sich hinter seinen Stuhl und sah hinein; sie stützte den Arm auf seinem Rücken und kraute ihm gedankenlos das Haar. Die Mutter zupfte sie am Kleid. Es waren illustrierte Blätter aus der bewegten Zeit.

Die Uhr schlug halb zwölf, und Pelle brach erschrocken auf. Er hatte die Zeit ganz vergessen.

„Nehmen Sie das Mädel mit," sagte Stolpe. „Ihr habt ja denselben Weg. Nicht wahr, Ellen? Dann hast du Begleitung. Es hat keine Gefahr, mit ihr zu gehen, denn sie ist heilig." Es klang so, als wolle er sich für seine Niederlage rächen. „Kommen Sie bald wieder, Sie sind uns sehr willkommen."

Sie sprachen nicht recht viel auf dem Heimwege. Pelle war verlegen und hatte ein Gefühl, daß sie da gehe und ihn ansehe und dachte, was für ein Bursche das wohl sei. Wenn er sich aufraffte, um etwas zu sagen, antwortete sie kurz und sah ihn forschend an. Und doch fand er, daß es ein interessanter Spaziergang war. Er hätte ihn gern noch in die Länge gezogen. „Vielen Dank für Ihre Begleitung," sagte er, als sie an ihrer Haustüre standen. „Es würde mich freuen, Sie wieder zu sehen."

„Wenn wir uns treffen sollen, wird es schon geschehen," erwiderte sie verschlossen, ließ ihm aber doch ihre Hand einen Augenblick.

„Wir werden uns sicher wieder treffen! Haben Sie überzeugt haben!" rief Pelle höflich aus. „Aber du vergißt wohl, mich für die Begleitung zu bezahlen?" Er beugte sich über sie.

Sie starrte ihn erstaunt an, mit ein Paar Augen, die ihn steinigten, meinte er. Dann wandte sie sich langsam ab und ging hinein.

Eines Tages nach Feierabend ging Pelle mit etwas neuer Arbeit zum Hofschuhmeister. Der Lagerist nahm sie an und bezahlte, begann dann andere zu expedieren und ließ ihn stehen. Pelle wartete geduldig, räusperte sich nur hin und wieder. Dies war so eine Manier von den Leuten, man mußte schweigen und sich darein finden, wenn man Arbeit haben wollte. „Sie haben mich wohl vergessen?" sagte er endlich ein wenig ungeduldig.

„Sie können gehen," erwiderte der Lagerist. „Sie sind hier fertig."

„Was soll das heißen?" fragte Pelle überrascht.

„Das soll heißen, was Sie hören. Sie haben Ihren Laufpaß bekommen, wenn Sie das besser verstehen können."

Pelle verstand es recht gut, aber es war doch ganz angenehm, die Verfolgung im Beisein der Kameraden festzustellen. „Haben Sie denn irgend etwas an meiner Arbeit auszusetzen?" fragte er.

„Sie geben sich zuviel mit Dingen ab, die Sie nichts angehen, mein guter Mann, und dann kann man die Arbeit, die man tun soll, nicht verrichten."

„Ich möchte gern wissen, was Sie an meiner Arbeit auszusetzen haben," fuhr Pelle hartnäckig fort.

„Zum Teufel auch. Das habe ich Ihnen doch gesagt, Mensch," brüllte der Lagerist. Oben in der Tür zum Hinterzimmer erschien der Hofschuhmacher und sah sich um. Als er Pelle erblickte, fuhr er auf ihn ein:

„Machen Sie, daß Sie raus kommen, und zwar sofort!" schrie er aufgebracht. „Glauben Sie, daß wir Leuten Brot geben, die uns untergraben? Raus, aus meinem Geschäft, Monsieur Fachvereinsmitglied!"

Pelle blieb stehen und sah seinem Meister in die Augen; er hatte eher Lust, ihm eine Ohrfeige zu verabreichen, als sich rausschmeißen zu lassen. „Ruhig Blut!" sagte er zu sich selbst, „ruhig Blut!" Er lächelte, aber die Züge im Gesicht bebten. Der Hofschuhmacher umkreiste ihn in einer gewissen Entfernung und rief immerzu: „Raus mit Ihnen! Ach, Lagerist, rufen Sie doch mal die Polizei!"

„Da könnt Ihr sehen, Kameraden, wie man hier angesehen wird," sagte Pelle und wandte Meyer seinen breiten Rücken zu. „Wir sind Hunde, nichts weiter!"

Sie standen da und sahen auf den Tisch herab und glichen Taubstummen in ihrer Angst, Partei zu nehmen. Dann ging er.

(Fortsetzung folgt.)

Umschau

Von der Leipziger Baufachausstellung

In halbfertigem Zustand ist am 3. Mai die Leipziger Ausstellung eröffnet worden. Es wäre gewiß besser gewesen, damit zu warten, bis das Publikum einen vorteilhafteren Eindruck davon hätte gewinnen können. Man braucht ja nicht rigoros zu sein und zu verlangen, daß die geringste Kleinigkeit am rechten Platz stehen soll am Tag der Uebergabe an die Oeffentlichkeit, aber den Besuchern soll wenigstens nicht zugemutet werden, auf den Hauptwegen zwischen aufgerissenen Erden, schmutzigem Stroh und leeren Bierflaschen zu wandeln, um die Blüte unserer deutschen Baukunst zu bewundern. Nicht einmal der Portalbau an der Reitzenhainer Straße ist fertig geworden, die fast baufertigen Bierhallen sind noch eingerüstet, von einer steht erst der Holzkern; ein Löwe aus Beton, der oben hinaufbefördert werden soll, hockte noch am Sonntag sehr unhöflich mit dem Rücken nach der Straße, sein Haupt mit der wallenden Mähne lag weit weg, mit einem Strick verziert. Von den zahlreichen in dem weiten Ausstellungsgebäude verteilten Plakatsäulen sind gerade zwei fertig geworden, gleich innerhalb des genannten Portals, alle übrigen warten noch auf die Bedeckung und stehen vorläufig als vorsintflutliche Röhren da. Sie tragen ja bereits die Ankündigungen von oberbayrischen Schuhplattleraufführungen in irgend einem „Bräu" und von patriotischen Festspielen zur Jahrhundertfeier; das genügt. Ein paar von diesen Litfaßsäulen allerdings sind auch schon eingesunken.

Am meisten fertig sind die Amüsiergelegenheiten, die Restaurants und Kaffeehäuser und Tanzlokale, die an drei Stellen ganze Gruppen bilden, im Vergnügungspark, im landwirtschaftlichen Eck gegenüber, beide jenseits der zweimal überbrückten Eisenbahn, und in der kleinen Spielzeugstadt, von der so viel Rühmens gemacht worden war, in dem wie aus Pappe zusammengeklebten „Alt-Leipzig".

Das eine wird dem Besucher jedenfalls heute schon klar: daß das, was die lärmende Reklame verspricht, nicht erfüllt wird. Von einer „Internationalen" Ausstellung oder gar einer „Weltausstellung für Bau- und Wohnwesen" kann überhaupt nicht die Rede sein. Von fremden Staaten sind Oesterreich und Rumänien vertreten, das kann man wohl doch nicht eine internationale Repräsentation nennen. Frankreich, England, Amerika, Rußland, Italien haben sich schön bedankt für die Ehre, im Jubiläumsjahre zu Füßen des Völkerschlachtdenkmals vor dem alldeutschen Chauvinismus Kotau zu machen. So sind wir alle ziemlich unter uns geblieben. Aber nicht einmal die gesamte deutsche Architekturentwicklung der letzten Jahre läßt sich in Leipzig studieren. Das Unternehmertum hat zu viel, Staaten und Gemeinden, mit Ausnahme von Sachsen und Preußen, Leipzig und den sächsischen Kommunen, zu wenig zu sagen. Beton- und Kunststeinfabrikanten und Bauunternehmer sind tonangebend auf dieser „Weltausstellung". Und dieser privatkapitalistische Charakter spricht sich nur allzu deutlich in der schier planlosen Bebauung des Riesengeländes aus. Die Nachahmung der Dresdner Hygieneausstellung ist dazu noch den Architekten zum Verhängnis geworden. Kurzum: eine wenig geglückte Ausstellung. Wir berichten noch mehr darüber.

h. h.

Theater

Das Residenztheater hat ein „Ausstattungsstück" aus den achtziger Jahren wider hervorgesucht, das auf große und kleine Leute mit sehr bescheidenen Ansprüchen an das geistige Niveau des Publikums auch heute noch eine gute Anziehungskraft hat. „Die Reise um die Erde in achtzig Tagen", die ein exzentrischer Mister Fogg wegen einer Wette um eine Million ausführt, gibt Gelegenheit, allerhand exotische Gegenden zu zeigen. Da legt das Schiff — gemütlich wie ein Elbkahn — am Suezkanal an; in einem indischen Heiligtum wird eine Witwe gerettet, die unter (recht albernen) Zeremonien verbrannt werden sollte; in der Schlangengrotte von Borneo werden sie beinahe von den gräßlichen Klapperschlangen (das Holz klapperte wirklich!) erwürgt; in San Franzisko wird in einer Goldgräberkaschemme dem guten Diener die ganze Reisekasse gestohlen; auf der Pazifikbahn wird der Zug von einer Indianerhorde überfallen, und es spielt sich eine Geschichte ganz nach dem Rezepte des seligen Herrn Karl May ab mit Weiberraub und Pfadfinderschlauheit und Edelmut und entsetzlichem hundertfachen Pistolengeknall und einer obligaten Skalpierung. Schließlich gibt's noch einen Schiffsuntergang vor Liverpool, und nur dadurch, daß Mister Fogg infolge seiner Reise rund um den Erdball nach und nach 24 Stunden profitiert hat, gewinnt er doch noch die Wette und heiratet die gerettete Witwe des indischen Rajah. — Das Stück hält sich samt der groben und wenig charakteristischen Zwischenmusik von Raida erfreulich frei von allem Schlüpfrigen, und da der Reiz auch nicht in den ziemlich primitiven Dekorationen liegen kann, so wird der abwechslungsreichen Kette von Gefahren und Errettungen doch ein volkstümliches Element zuzusprechen sein, das in seiner Unverdorbenheit hoch über der landläufigen Kinodramatik steht. Von den Schauspielern seien besonders Karl Tuchill als humoristischer Diener Passepartout, Adolf Wagner als nicht aus der Fassung zu bringender Lord, Hermann Wieland als durchtrieben-dämlicher Detektiv Fix und Oswald Wolf als edelmütiger Freund und Helfer genannt. Die weibliche Hauptrolle spielte Karola Frenzkel in sehr dilettantischer Weise, aber mit ganz netten Kostümen.

eb.

Opernhaus. Die erste Wiederholung des neueinstudierten „Siegfried" brachte gestern eine vollendete Aufführung. Das Orchester unter Schuch blühte und strahlte belebter als das erstemal; die bühnentechnischen Hilfsmittel funktionierten ohne Tadel: Der Waldboden mit den spielenden Sonnenlichtern war ein Meisterstückchen. Löltgen als Siegfried gab sein Bestes und riß im letzten Akt im Verein mit der neuen Brünnhilde zu stärkstem Beifall hin. Helena Forti sang gestern zum erstenmal diese Göttertochter und wir dürfen ruhig sagen, daß wir damit eine beglückende Erfüllung erlebt haben. Wie die Künstlerin mit erhaben-herrlichen Gebärden die Welt beim Erwachen begrüßt, wie sie für ihr Schicksal begeistert dankt, wie sie in seliges Frohlocken, in jauchzendem Jubel ausbricht — alles das ergriff mit überwältigender Kraft. Und wie das Gefühl der Angst vor dem begehrenden Manne sie packt, wie sich die Wesensumwandlung von der unnahbaren Walküre zum hingebenden Weibe vollzieht und wie sie zu den Klängen der Walkürenrittweise und den Jauchzern, die sich dem Siegfried-Thema vermählen, in stärkster Leidenschaft ausbricht — das gab Helena Forti aus Innerstem heraus ohne Pose, ohne falsches Pathos. Mit dem hohen Schluß-C des effektvollen Zwiegesangs wurde uns auch gesanglich ein in letzter Zeit oft gewünschter Wunsch erfüllt.

Im Schauspielhaus sah ich am Sonnabend Hebbels Genoveva. Der Genuß an dem Werke wurde an einigen Stellen recht getrübt durch eine Begleitmusik, die wie aus einem Weihnachtsmärchen entnommen anmutete. Der vollständige Mangel an charakteristischer Erfindung sollte durch „sphärenhaft himmlische" Instrumentation verdeckt werden, die mit ihrer kinderleicht-süßen Ausdrucksweise der Hebbelschen Dichtung schlecht gewachsen war. Wenn schon durchaus Musik verwendet werden soll, warum benutzt man da nicht Bruchstücke aus der innigen Genoveva-Musik Robert Schumanns?

B.

Aus dem Leben

Ibsen als Anonymus. In einer Bergener Zeitschrift erzählt ein alter Theaterfreund von jenen Tagen, da Henrik Ibsen seine Theaterlaufbahn als Dramaturg des Bergener Stadttheaters begann. Ibsen war damals noch Student und sollte an dem Stadttheater dem Regisseur Assistentendienste leisten sowie jedes Jahr ein Stück für die Bühne schreiben. Das erste Stück seiner Feder wurde am 2. Januar 1853 aufgeführt. Es hieß Die Johannisnacht und war ein — glänzender Durchfall. Auch das nächste Stück, das er im folgenden Jahre für die Bergener Bühne schrieb, hatte keinen Erfolg — der Mißerfolg war diesmal so groß, daß die Presse der Stadt aus Mitleid die Tatsache der Aufführung überhaupt verschwieg. Als Ibsen nun im dritten Jahre seiner Tätigkeit wieder, seinen Verpflichtungen entsprechend, ein neues Stück liefern sollte, sprach er verlegen beim Aufsichtsrat des Theaters vor und beichtete, er habe nach den vorhergehenden Mißerfolgen den Mut zu einer neuen Arbeit verloren. Was er liefern könne, sei nur das Werk eines Freundes aus Christiania, der ihm ein Stück eingereicht habe, das ganz gute Einzelheiten enthalte. Vielleicht wäre der Aufsichtsrat bereit, dieses Stück aufzuführen . . .

Die Herren des Aufsichtsrats entschlossen sich auch, das Werk des „Freundes" ihres Dramaturgen anzunehmen. Es wurde aufgeführt, und der anonyme Autor trug einen glänzenden Erfolg davon. Es war natürlich niemand anders als Henrik Ibsen selber, der das Werk geschrieben hatte. Es hieß: Frau Inger auf Oestrot.

Kulturfragen

Die mittlere Lebensdauer in den Ländern Europas. Einen lehrreichen Einblick in die durchschnittliche Lebensdauer der Bewohner der europäischen Länder gewährt eine Statistik, die in der Revue Médicale zusammengestellt wird. Dabei ergibt sich, daß der Durchschnitt für ganz Europa ungefähr 39 Jahre beträgt; aber diese Zahl wird erst in die richtige Beleuchtung gerückt, wenn man die durchschnittliche Lebensdauer bei den einzelnen Nationen betrachtet. Da ergeben sich dann Unterschiede von überraschender Größe. Die Verhältnisse der einzelnen Länder stellen sich wie folgt:

	Jahre	Monate
Schweden und Norwegen	50	2
Dänemark	48	2
Irland	48	1
England und Schottland	45	5
Belgien	44	11
Schweiz	44	4
Holland	44	0
Rußland	43	7
Frankreich	43	6
Preußen	39	4
Italien	39	2
Portugal	38	0
Rumänien	35	11
Griechenland	35	4
Oesterreich	34	2
Bulgarien	33	7
Türkei	33	5
Spanien	32	4

Zwischen dem Lande mit der größten durchschnittlichen Lebensdauer seiner Bewohner und dem Lande mit der geringsten Lebensdauer der Bevölkerung, also zwischen Schweden-Norwegen und Spanien, besteht mithin ein Unterschied von durchschnittlich 18 Jahren. Man belehrt uns aber die Statistik darüber, daß in Spanien die Zahl der Hundertjährigen, der Achtzigjährigen und der Sechzigjährigen annähernd denselben Prozentsatz von der Gesamtbevölkerung erreicht wie in Skandinavien. Daraus ergibt sich, daß der große Unterschied zwischen der durchschnittlichen Lebensdauer in den einzelnen Ländern in allererster Linie und fast ausschließlich durch eine größere Sterblichkeit jüngerer Personen entsteht: durch eine unverhältnismäßig große Kindersterblichkeit. Diese Folgerung wird wiederum durch die Statistik bestätigt: die Kindersterblichkeit in Spanien ist unverhältnismäßig größer wie in den anderen europäischen Ländern. Um also die durchschnittliche Lebensdauer in den einzelnen Staaten zu erhöhen, muß vor allem die Kindersterblichkeit bekämpft werden. In Schweden, das in bezug auf die durchschnittliche Lebensdauer in Europa die günstigsten Ziffern aufweist, werden nun in der Tat nicht weniger als 90 Prozent aller neugeborenen Kinder durch die Mutter oder durch eine Amme ernährt; die Flaschenernährung ist eine große Ausnahme. In England genießen 77 Prozent aller Neugeborenen die natürliche Ernährung. Für Holland stellt diese Ziffer bereits auf

SLUB Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19130505/12
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG